



Der kleine Fritz liebt seine Schwester über alles – doch warum bekommt sie zu *seinem* Geburtstag genauso viele Geschenke wie er? Und außerdem: Wieso sind seine Mitschüler so fies zu ihm? Warum muss die Oma bei den »Geschenken« des Großvaters immer schreien? Zwischen Happy Meal und Biokost versucht Fritz, groß und erwachsen zu werden und sich gegen alle Widrigkeiten des Lebens zur Wehr zu setzen. Ob es nun die zankenden Großeltern, der schlimme Mathelehrer oder aber seine wilden Altersgenossen sind – liebevoll zeichnet Fritz die netten, die gemeinen und oftmals skurrilen Menschen, die seine Kindheit und Jugend prägten. Er erzählt vom Erwachsenwerden, von seiner ersten unglücklichen Jugendliebe und wie ihm diese mitsamt seiner Mandeln entfernt wurde. Berührende Geschichten voller Witz, Melancholie und Wärme.

»Ach, die Jugend! Wir sehnen uns alle manchmal zurück in diese unbeholfenen Teenagerjahre – und dieses Buch belebt die Erinnerungen.« *Laura Karasek*

»Selten lagen Schmunzeln und Schock so nah beieinander wie in *Strahlemann*. Berührend, ehrlich, bittersüß und witzig.« *Bastian Bielendorfer*

FRITZ SCHAEFER, geboren 1997 in Dorsten, ist der jüngste Moderator im Westdeutschen Rundfunk. Während seiner Schulzeit produzierte er Hörspiele und Kurzfilme. Seit 2016 ist er als freier Autor und Reporter für den WDR tätig. Außerdem ist er Gastgeber *Der jungen Nacht* der ARD und des Podcast-Formats *ILive Dumm gefragt*. Seit 2016 gehört er der Jury des Grimme-Preises an. Fritz Schaefer lebt in Köln.

Fritz Schaefer

# STRAHLEMANN

*oder:  
Das  
Leben  
nimmt  
mich  
ganz  
schön  
mit*

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Das Gedicht auf Seite 187 und Seite 188 stammt aus:  
»Die gar traurige Geschichte mit dem Feuerzeug.« in  
*Der Struwelpeter* von Dr. Heinrich Hoffmann, 1845.

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage Februar 2022  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Titelabbildung: © privat  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Gesetzt aus der ITC Berkeley  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-548-06546-5

*Für meine Mutter*  
*Für meine Schwester*



Meine Kindheit und Jugend waren schön. Manchmal schrecklich, meistens schräg, aber in ihrer Gesamtheit wunderbar. Alle Geschichten dieses Buchs habe ich wie beschrieben erlebt. Ich kann allerdings nicht ausschließen, dass sich manche Erinnerung im Laufe der Zeit verklärt, aufgeblasen, zugespitzt, ganz einfach verselbstständigt hat. Ich traue mir alles zu. Zum Schutz der beteiligten Personen wurden Namen geändert, Orte gewechselt und Zahlen gedreht.



# Kapitel 1

Ich war offenbar verliebt. Dabei hatten wir rein gar nichts gemeinsam. Vielleicht war es die groteske Langeweile, die der Lateinunterricht der zehnten Klasse in mir auslöste, keine Ahnung, jedenfalls hatte ich auf einmal ein nie gekanntes Interesse an meiner Sitznachbarin Maike Seidel. Sie war brünett, sie war beliebt, sie war gut drauf. Und sie kicherte immer so unwiderstehlich, wenn ich ihr Zettel mit kleinen Gags und lustigen Zeichnungen rüberschob oder ihr Pfefferminzbonbons schenkte, die sie schnell in ihren Mund steckte und genüsslich lutschte. Maike antwortete mir auf meine Zettelchen, indem sie einfach direkt in mein Lateinheft schrieb, und an besonders glücklichen Tagen flüsterte sie mir ihre Antwort mit frischem Pfefferminzatem ins Ohr. Bemerkungen zur Frisur des Lehrers, zu Gesichtsausdrücken der Mitschüler oder zur heute wieder besonders schlimmen Tristesse des Unterrichtsstoffs. Das war ein schönes Gefühl, wie Maike da so nah an mein Ohr kam und dann etwas sagte, was manchmal sogar ganz lustig war.

Ich beschloss, es mit meiner Sitznachbarin nun ernsthaft anzugehen. Die Lateinklausuren würde ich in jedem Fall verhauen, also könnte ich nun auch einfach montags eine Doppelstunde Maike haben.

Zuerst kaufte ich die größte verfügbare Packung der Pfefferminzbonbons, auf die sie so abfuhr. Das passte doch gut: Ich wollte viel Gehauche an meiner rechten Gesichtshälfte, und Maike wollte viele Bonbons. In meiner amourösen Unerfahrenheit plante ich das Ganze als regelrechte Konditionierung, wie bei einem Hund, dem man bei gutem Betragen ein Leckerli gibt und ihn so in dem gewünschten Verhalten bestärkt. Immer dann, wenn sie mir Aufmerksamkeit schenkte, so mein Plan für die nächsten Wochen, sollte sie ein Bonbon bekommen. Außerdem kaufte ich mir Hefte mit extrabreitem Rand, damit es Maike jederzeit ein Leichtes war, mir eine Nachricht zu hinterlassen. Und ich ersann bereits Tage im Voraus lustige Sprüche, die ich in der gemeinsamen Zeit unterbringen konnte.

Herr Engels, der Lateinlehrer, beschwerte sich nicht, anscheinend wusste er, wie öde sein Fach war, er wirkte beinahe entschuldigend und hatte Verständnis für unser Kritzeln, Kichern und pfefferminzschwangeres Hauchen.

Zu seiner übergroßen Toleranz gehörte allerdings auch, dass er Maike seit Neuestem unter dem Tisch auf ihrem Handy tippen ließ. Dass sie es versteckt tat, war unnötige Höflichkeit, denn alle, Herr Engels eingeschlossen, sahen, was sie dort unter dem Tisch machte. Ich sah es am deutlichsten. Sie schrieb mit einem Typen. *Thomas* stand da auf dem Handydisplay.

Das war ungünstig, schließlich hatte ich doch gerade angefangen, die Sache mit dem Verliebtsein hier ernst zu nehmen.

Sofort handeln, dachte ich mir. Sobald Maike das

nächste Mal von ihrem Handy aufblickte und sich etwas anderem widmete als diesem Thomas, würde ich sie mit einem weiteren Bonbon belohnen. Ich wollte der einzige Typ sein, der ihr durch die Trostlosigkeit des Lateinunterrichts half. Wofür brauchte sie noch einen Thomas, wenn sie mich, meine Bonmots und meine Bonbons haben konnte?

Die Drops im Anschlag, beobachtete ich sie von der Seite, und jedes Mal, wenn eine Nachricht von Thomas sie zum Lächeln brachte, spürte ich in meinem Herzen einen Stich.

Zu allem Überfluss schaffte Maike es, die restlichen Minuten des Unterrichts kein einziges Mal mehr von ihrem Handybildschirm aufzusehen. Selbst dann nicht, als ich ihre Aufmerksamkeit mit einem weiteren meiner rübergeschobenen Zettelchen zu erregen versuchte. Es blieb ungeöffnet auf ihrer Tischhälfte liegen. Als die Schulglocke ging, stand sie auf, den Blick weiter aufs Handy gerichtet, und verschwand ohne ein weiteres Wort. Dieser Thomas war ein ernst zu nehmendes Problem.

Dass meine unbeholfene Pfefferminzkonditionierung bei Maike keine Wirkung gezeigt hatte, nahm ich als Ansporn, mich noch mehr in die ganze Angelegenheit reinzuknien.

Auch wenn mir weiterhin unerklärlich war, warum genau ich Maike so anziehend fand. Oberflächlich betrachtet, war sie doch wie die meisten beliebten Mädchen an unserer Schule. Sie besaß dieses typische Handtaschenmodell, sie trug jahreszeitenunabhängig einen Schlauch-

schal über dem engen Top, und ihre Augenbrauen sahen aus wie gezirkelt. Das alles war austauschbar, an ihr jedoch wirkte es einnehmend. Wieso bloß?

Diese Ratlosigkeit, sagte ich mir, war sicherlich Teil dessen, was mir insgesamt so neu war, Teil dieses Verliebtseins. Immerhin hatte ich bereits eine gewisse Humor-Konvergenz zwischen uns beiden festgestellt, außerdem roch Maike so gut, so normal und exotisch zugleich, denn anders als die anderen trug sie keinen Hollister-Duft oder irgendein Star-Parfum. Sie roch einfach nach sich selbst. Diese Art eigenen Haar- und Hautgeruchs, die jeder Mensch morgens nach dem Aufstehen an sich trägt und entfaltet, ein ganz intimer Duft, der spätestens beim Duschen oder Anziehen der Kleidung verloren geht. Maike trug ihn dauerhaft. Roch nur ich das? War ich ein Creep?

Und spätestens seit ich im Lateinunterricht gesehen hatte, wie sie lächelte, wie ihre Augen leuchteten, wenn sie mit diesem Phantom Thomas schrieb, fühlte ich mich herausgefordert. Was war das für ein Kerl, der Maike so sehr in seinen Bann schlug, dass sie sogar meine Zettelchen ignorierte? Mein Plan, eine Liebesbeziehung herzustellen, würde sich nur dann weiter umsetzen lassen, wenn ich wüsste, wer mein Gegenspieler war. Das galt es nun herauszufinden.

Meine Social-Media-Recherchen nach Schulschluss ergaben nichts Brauchbares. Keine Freundesliste, keine Pinnwand, keine Kommentarspalte brachte mir Informationen über diesen Phan-Thomas. Egal, welches von Mai-

kes digitalen Umfeldern ich pflügte, nirgendwo ein Anhaltspunkt. Wie konnte sie so intensiv mit ihm schreiben, wenn sie nicht mal auf Facebook befreundet waren?

In diesem Augenblick leuchtete mein Handydisplay auf. Eine Nachricht von Maike! Mir wurde heiß. Maike hatte an mich gedacht! Und: Um mir schreiben zu können, musste sie aus dem Dauer-Chat mit Thomas ausgestiegen sein. Am liebsten hätte ich sie sofort mit einem Pfefferminzbonbon belohnt.

›Na du?‹, stand da. Mir wurde noch heißer. ›Na du?‹ – das las sich ja nachgerade neckisch! Was sollte ich antworten? Sollte ich *sofort* antworten? Oder würde es lässiger kommen, wenn ich noch ein bisschen abwartete? Doch da hatte mein Daumen das Telefon bereits entsperrt und den Chat geöffnet. Die Nachricht war gelesen, ich war online, Maike auch – nach den Gesetzen der modernen Digitalkonversation blieb mir nun nichts anderes übrig, als direkt zu antworten.

›Hi‹ – etwas Kreativeres brachte ich in der Eile nicht zustande. Für die Lateinstunden plante ich Gags sogar Tage im Voraus und achtete penibel darauf, immer genug Bonbons dabeizuhaben, wie unangenehm, dass ich mir für diesen Fall hier noch nichts zurechtgelegt hatte. ›Hi‹ – sagte man überhaupt noch ›Hi‹, oder war das mittlerweile out? War das *ich*, sah es mir ähnlich, so etwas wie ›Hi‹ zur Begrüßung zu schreiben? Hätte ich besser ›Hallo‹ schreiben sollen? Nein, das wäre zu tonlos, zu förmlich gewesen. ›Hey?‹ ›Jo?‹ ›Moin?‹! Egal jetzt; Maike hatte zur Antwort angesetzt, ›*schreibt* ...‹ zeigte mir das Handy an.

›Du ich feier am nächsten Samstag meinen 16. bei mir zu Hause willst du auch kommen 20 Uhr geht's los?‹

Während mein Verstand mit der fragwürdigen Interpunktion von Maikes Nachricht kämpfte, fing der Rest meines Körpers zusätzlich zur aufsteigenden Hitze merkwürdig an zu pulsieren. Gerade eben noch hatte Maike mich und meinen Zettel verschmählt – und jetzt, wenige Stunden später, hatte sie an mich gedacht, mir geschrieben und mich zu ihrem Geburtstag eingeladen? Zuckerbrot und Peitsche.

Ob Thomas wohl auch schon eingeladen war? Und die ganzen anderen aus unserer Stufe auch? War ich nur einer von vielen, oder war diese Einladung auch für Maike eine so emotionale Angelegenheit wie für mich?

Es stand außer Frage, dass ich zusagen und nächsten Samstag zu Maikes Party gehen würde, da konnte kommen, was wollte. Welche Klamotten würde ich anziehen? Musste ich vorher noch mal zum Friseur? Der Spiegel sagte: Ja! Mir wuchsen die Haare ja schon über die Ohren! Und überhaupt, meine Ohren, wie eklig klein die waren!

Nachdem ich mehrere Minuten mit innerem Fragen und Zweifeln und Selbsthass zugebracht hatte, fiel mir auf, dass ich Maike immer noch eine Antwort schuldig war.

›Ich kann.‹

Wie hohl ich war! Nicht mal ein Emoji hatte ich hinter meine ohnehin schon viel zu einsilbige Nachricht gesetzt. Was Maike allerdings nicht davon abhielt, ihrerseits jenes Emoji zurückzusenden, das ein Herzchen aus seinem Mund pustet und dabei so keck zwinkert. Das gab mir

den Rest. Ein Herzchen, nur weil ich für ihre Party zugesagt hatte! Sie schien also auch irgendwo irgendwas für mich zu empfinden, was sonst konnte dieses Herzchen zu bedeuten haben? Womit hatte ich dieses Glück verdient? Ich, der Unerfahrene, der ich doch gar nicht in ihrer Beliebtheitsliga spielte.

Sofort fürchtete ich, dass das hier wie in einem dieser abgründigen Highschool-Filme war und Maike und ihre Cheerleader-Girls gerade gemeinsam vor dem Handy saßen, sich über meine nerdige Leichtgläubigkeit lustig machten und sich darauf freuten, bei der Hausparty, wir alle hätten rote Plastikbecher in Händen, Tequila in meinen O-Saft zu kippen – und dann zuzusehen, wie ich hackenstramm in den Pool fiel.

Um auf Eventualitäten dieser Art vorbereitet zu sein, lieh ich mir sämtliche verfügbaren Teenager-Filme unserer Stadtbibliothek aus und sah sie mir in den Tagen bis zur Party wie ein Besessener an. Das beruhigte mich zwar nicht – um gänzlich cool wirken zu können, würde ich mir den Filmen zufolge einen Pick-up-Truck besorgen müssen –, aber es hielt mich wenigstens einigermaßen beschäftigt.



## Kapitel 2

Am meisten Zeit hatten Oma und Opa. Einen Großteil meiner Kindheit verbrachte ich in ihrer Wohnung voller Teppiche, Stehrümchen und Leberwurstbrote. Ich fühlte mich sehr wohl dort. Kaum konnte ich sprechen, verabredete ich mich regelmäßig telefonisch mit den Großeltern, als wären sie meine zwei besten Freunde. Vielleicht waren sie das sogar wirklich.

Nach einem von Krieg und Arbeit bestimmten Leben zelebrierten Oma und Opa – wenn sie nicht gerade stritten – wortlos ihren Ruhestand, in dem Gemütlichkeit, Sicherheit und Routine die höchsten Güter waren.

Ich glaube, die beiden haben sich gehasst. Sie konnten einander wirklich nicht leiden. Das war ihre größte Gemeinsamkeit und gleichzeitig der Grund dafür, dass sie tief und innig miteinander verbunden waren. Wenn sie sich am jeweils anderen abarbeiten konnten, wussten sie, dass sie am Leben waren. Sie genossen es, eine Person nah bei sich zu haben, die auf verlässliche Weise scheiße und somit schon wieder liebenswert war.

Meine Existenz baut nur auf diesem paradoxen Fundament der Hassliebe: Es würde mich nicht geben, wenn Oma und Opa, die Eltern meines Vaters, sich gegenseitig

nicht leidenschaftlich furchtbar gefunden hätten und dadurch im Laufe der Jahrzehnte unverzichtbar für den jeweils anderen geworden wären.

Oma hasste nicht nur Opa, sondern auch ihren Vornamen. Rotraud. Deshalb hatte sie entschieden, einen anderen Rufnamen für sich einzuführen: »Hasi«. Wie genau sie auf diese Idee kam, habe ich sie nie gefragt. Für mich war es immer ganz selbstverständlich, eine Oma Hasi zu haben.

Oma Hasi war kugelrund. Sie aß gerne und bewegte sich selten, redete viel und hatte ein Faible für alles Gemütliche, während Opa glücklich war, wenn er sich einfach nur in seinem Bastelkeller verbarrikadieren oder aus dem Küchenfenster schweigend die Straße beobachten konnte.

Trafen Oma und Opa in der gemeinsamen Wohnung aufeinander, flogen innerhalb kürzester Zeit die Fetzen. Die Gründe dafür waren meist nichtig. Opa war wieder zu lange im Keller gewesen, Oma hatte derweil Opas Hauschuhe verschludert.

Omas selbst gewählter Name war so gebräuchlich, dass Opa selbst in größter Wut alle Sätze mit »Hasi« begann. Dadurch bekam jeder noch so böse gemeinte Ausruf eine unfreiwillig freundliche und komische Note:

»Hasi, jetzt halt endlich den Mund!«

»Du weißt gar nichts, Hasi!«

»Hasi, leck mich am Arsch!«

Dieses Beziehungsmodell auszuleben erforderte viel Kreativität. Schon früh wurde ich mit einbezogen. Ich war

etwa vier Jahre alt, als mein Opa mit mir in den Garten ging, wie immer die Hände hinter dem Rücken und dabei den Mittelfinger der linken Hand sicher umschlossen von der rechten Hand. Eine Zeit lang machte ich ihm das sogar nach, vermutlich in der Hoffnung, dass sich mir so erklären würde, warum Opa das tat. Ich habe es bis heute nicht verstanden.

Im Garten angekommen, zückte er zwei Handschaukeln, eine für sich und eine für mich.

»Damit graben wir jetzt in der Erde, bis wir ein paar Regenwürmer und Asseln zusammenhaben, und dann packen wir sie hier rein!« Er holte eine kleine Metalldose aus seiner Hosentasche. »Als Geschenk. Für die Oma. Dann freut sie sich!«

Ich tat, wie mir geheißen, schließlich wollte ich meiner Oma gerne eine Freude machen. Nach wenigen Minuten hatte ich einige Würmer aus der feuchten Erde gebuddelt und gepult. Auch mein Opa zog mit diebischer Freude ein Tier nach dem anderen aus dem Boden und legte es sorgsam in seine Metalldose.

Irgendwann drohte die Dose überzuquellen, und einige der Asseln und Würmer waren bereits wieder geflüchtet.

»So!« Mein Opa schloss die Dose und zerteilte dabei einen Regenwurm. »Die bringst du jetzt rauf zur Oma. Aber lass sie selber die Dose öffnen. Das soll ja eine Überraschung werden!«

Als ich meiner Oma die Dose überreichte, war ich voller Vorfreude auf ihr Entzücken und vielleicht eins ihrer Leberwurstbrote als Dank für das schöne Geschenk. Zu

Hause bei Mama gab es keine Leberwurst, wegen Rinderwahn, und auch meine Oma sollte mir auf Geheiß meiner Mutter eigentlich nichts Derartiges aufs Brot schmieren, was sie allerdings nur zum Anlass nahm, ihrem Enkel die doppelte Menge an Leberwurst zu servieren. Ich genoss es sehr, dass Oma mir etwas erlaubte, was meine Mutter verboten hatte. »Du bist viel zu dünn, und das ist schlimmer als Rinderwahn!«, sagte Oma Hasi, das saftige(!) Graubrot dick bestreichend, und ich nickte zustimmend. Wenn ich das Brot aß, überprüfte Oma in regelmäßigen Abständen, ob es mir auch schmeckte. Bestimmt alle dreißig Sekunden stellte sie die rhetorische Frage: »Na, ist das lecker?« Sie betonte das »das« ganz schwelgerisch, »Ist *das* lecker?«, und nahm die Bewertung des Essens damit eigentlich schon vorweg. So eindringlich, wie sie diese Frage stellte, traute ich mich gar nicht, etwas anderes zu antworten als »Ja!«. Es war aber auch wirklich köstlich, dieses Graubrot mit der Schicht Butter, die genauso dick war wie die Schicht Leberwurst. »Ist *das* lecker?!« – »Ja!«

In ähnlich hoher Frequenz sprach Oma Hasi während des Essens folgende Empfehlung aus: »Trink noch einen Schluck dazu, dann rutscht's besser!« Und auch hier blieb mir nichts anderes übrig, als umgehend einen Schluck des dicken, sahnigen Suchard-Kakaos zu trinken, den Oma mir wahlweise kalt oder warm angerührt hatte. Noch heute brauche ich zum Essen immer etwas zu trinken, damit »es besser rutscht«. Kein Leberwurstbrot ohne Suchard-Kakao. Keine Mahlzeit ohne Gleitgetränk.

Für die Dose mit dem wimmelnden Inhalt sollte ich al-

lerdings kein Leberwurstbrot bekommen. Denn was Opa nur zu gut wusste und ich in kindlicher Naivität nicht ahnte: Meine Oma verabscheute jedwedem Getier, das sich durch die Erde frisst oder sich ungefragt irgendwo einnistet. Oma öffnete die Dose mit einem Lächeln, das gefror, als sie realisierte, was dort in der Dose krumpte und flochte.

Ein Schrei, auf unwirkliche Weise anschwellend, voller Not und Angst, kam aus Oma Hasi heraus. Sie schreckte wie in Zeitlupe zurück, sie weinte und tobte, und ich verstand die Welt nicht mehr, während Opa grinsend den Raum betrat, voller Genugtuung die Dose vom Tisch räumte und federnden Schrittes in Richtung Keller verschwand.

Dieses Erlebnis hinterließ mich mit einer eigenartigen Gefühlsmischung. Einerseits erfüllte es mich mit Stolz, dass Opa mich in seine Aktion mit einbezogen hatte, andererseits war ich erschrocken und mitleidig angesichts Oma Hasis Reaktion. Dass die Wimmeldose gar keine nette Geschenkidee, sondern ein fieser Streich gewesen war, erkannte ich damals nicht. Überhaupt wurde mir erst Jahre später bewusst, welche Dynamik Oma und Opa eigentlich zusammenhielt. Zu dieser Zeit nahm ich ihre befremdliche Beziehung einfach als gegeben hin. Oma erkannte die Zusammenhänge nach Jahrzehnten der Ehe natürlich sofort und war mir nicht böse. Sie wusste gleich, dass ihr Mann dahintersteckte. Doch der hatte sich ja bereits ein paar Stockwerke tiefer verschanzt.

So wie Opa mir von diesem Tag an indirekt beibrachte, auf welche vielschichtige Weise man Oma Hasi zur Weißglut bringen konnte, so versuchte Oma, ihren Ekel vor »Ungeziefer« auf mich zu übertragen.

»Nicht anfassen, sofort weglaufen, am besten schreist du laut, damit jemand zu Hilfe kommt!«, erklärte sie. »Mäuse, Ratten, Spinnen, Würmer, Käfer und Katzen!«

»Katzen auch?«, fragte ich.

»Katzen auch. Die haben so einen durchtriebenen Blick! Sofort weglaufen!«

Keine dieser Phobien erschloss sich mir so hinreichend, dass ich sie hätte übernehmen wollen.

Für Oma gab es viele Dinge, die man tunlichst aus seinem Leben heraushalten sollte. Bestimmte Tiere, bestimmte Menschen (Leute vom Zirkus zum Beispiel oder Opa) und bestimmte Gegenstände (Messer, Gabel, Schere, Licht, Leitern und Fahrräder).

Einige Dinge mussten allerdings unbedingt ihren festen Platz im Leben haben. Persil, Erdbeermarmelade, hauchdünn geschnittener Aufschnitt und Leberwurst von der Frischetheke im Supermarkt – und mindestens ein Geheimnis.

»Ein kleines Geheimnis braucht jeder Mensch«, meinte Oma Hasi eines Tages vollkommen unvermittelt zu mir.

»Wieso?«, fragte ich.

»Na, man braucht es eben. Das macht das Leben aufregender. Ich habe auch ein kleines Geheimnis, aber ich verrate es dir natürlich nicht.«

»Schade.«

»Hast du denn auch ein kleines Geheimnis?« Sie blickte mich mit verengten Augen an.

»Ja, glaub schon«, antwortete ich verlegen. Ich dachte daran, dass ich manchmal nachts ganz leise *Bibi-Blockberg*-Hörspiele auf meinem tragbaren Kassettenrekorder hörte, wenn ich eigentlich schon schlafen sollte.

»Und verrätst du es mir?«

»Lieber nicht.«

Sie klatschte in die Hände. »Sehr gut! Verrat dein kleines Geheimnis niemals, egal, wer dich fragt, hörst du?«

»Na gut.«

»Auch nicht dem Opa, ja? Dem darf man ohnehin nichts erzählen!«

Oma legte großen Wert auf ihr Äußeres. Zwar aß sie viel zu gerne, um sich dabei über ihr deutliches Übergewicht, ihr schwaches Herz und ihre Kurzatmigkeit noch große Gedanken zu machen, der Rest ihres Erscheinungsbildes jedoch war ihr unwahrscheinlich wichtig. Mit Bedacht und Disziplin wusch sie sich jeden Morgen mit erlesenen Seifen, zog ihre rotbraun gefärbten Haare beim Föhnen über die Rundbürste, parfümierte sich mit *Roma* und kleidete sich elegant.

Sie war genau auf der Grenze zwischen Ruhrgebiet und Westfalen aufgewachsen. Schornsteine und Kuhweiden. Und Krieg. Omas Heimatstadt war besonders schlimm bombardiert worden.

Unzählige Male erzählte Oma mir die Geschichte, wie sie mit ihren Eltern und Geschwistern zum schützenden

Bunker rannte, dicht gefolgt von der Familie aus dem Haus nebenan.

»Die Nachbarstochter Elisabeth war meine beste Freundin damals«, erklärte mir Oma Hasi jedes Mal. »Was habe ich ihre langen, dicken geflochtenen Zöpfe gerne gemocht. Richtig neidisch war ich da.«

Gerade noch rechtzeitig erreichten die Familien den Bunker.

»Eine Bombe ist nur ein paar Meter entfernt runtergekommen und explodiert. Wir waren ziemlich froh, dass wir im letzten Augenblick diese schwere Metalltür zugekriegt haben, bevor es passiert ist. Aber leider haben wir dabei jemanden ausgesperrt. Die Elisabeth mit den Zöpfen.«

Oma Hasis beste Freundin hatte es in dem katastrophalen Chaos nicht mit in den Bunker geschafft.

»Das haben wir erst gemerkt, als die Tür schon zu und die Bombe explodiert war«, erzählte Oma, den Blick nach unten gerichtet. »Als wir uns wieder nach draußen getraut haben, hingen da nur noch zwei Zöpfe im kahlen Baum. Das war alles, was von Elisabeth übrig geblieben war.«

In regelmäßigen Abständen träumte ich als Kind von dieser Geschichte. Von Elisabeth, die für mich in diesen Albträumen immer wie eine *Pippi Langstrumpf*-Mutation aussah, mit ihren dicken, strammen Zöpfen, die oben drein endlos lang waren und irgendwann wie die Computeranimation einer Doppelhelix im leeren Raum rotierten, immer schneller, ehe alles explodierte. Aufwachen. Schweißnasses Bett.

Während Oma Hasi mich regelmäßig mit der gleichen schrecklichen Geschichte von den abgebombten Zöpfen traumatisierte, wurden Opas Streiche, die er durch mich ausführen ließ, immer durchdachter. Er entwickelte laufend neue Methoden, mich auch weiterhin nicht merken zu lassen, dass ich Oma Hasi Leid zufügte. Allein das war ja schon eine gute Idee, denn mir naivem Kleinkind konnte Oma nicht böse sein – und Opa war einfach im Keller oder am Küchenfenster, während seine Streiche gespielt wurden.

Eines heißen Sommertages, ich war kaum älter als beim Dosen-Streich, vier oder fünf, gab er mir eine Handvoll Eiswürfel. »Hier! Es ist so heiß heute, die Oma braucht eine Erfrischung!«, sagte er mit der Dringlichkeit, die nur Opas bei einfachen Dingen wie einer Erfrischung an den Tag legen können. »Du gehst jetzt zu ihr hin, die Eiswürfel gut hinter dem Rücken versteckt, redest ein bisschen mit ihr, und dann steckst du ganz schnell alle Eiswürfel hinten in ihre Bluse, das erfrischt besonders!« Ich glaubte Opa diesen Unsinn. Als Kind ist man mindestens genauso oft überraschend schlau wie überraschend dämlich.

Opa veranschaulichte mir seinen Plan, indem er so tat, als würde er sich mit der rechten Hand selbst Eiswürfel hinten in den Hemdkragen werfen. »Nun geh, mein Junge!«

Mein Junge – immer, wenn Opa mich so nannte, wusste ich, dass er sich ganz und gar wohlfühlte in seiner Opa-Rolle. Seine Stimme war dann besonders tief, hatte dieses

Alter-Mann-Timbre. Er war mein Opa, ich war sein Junge – das war schön. Noch bis zu seinem Tod, ich war schon erwachsen, sollte er mich »mein Junge« nennen. Er tat das so verlässlich, wie er »Na, mach das doch!« bellte, wann immer man ihn für etwas um Erlaubnis oder um seine Meinung gebeten hatte.

»Opa, darf ich fernsehen?«

»Opa, ich geh raus, Fahrrad fahren, okay?«

»Opa, ich bau mir eine Bude!«

Höchstwahrscheinlich hätte ich auch rufen können: »Opa, ich zünde Oma an!«

Immer wäre seine Antwort ein joviales, von Selbstverständlichkeit befeuertes »Na, mach das doch!« gewesen.

Er fühlte sich gut, wenn ich mich freute, weil er mir etwas erlaubt hatte. Diese positiven Gefühle übertrugen sich zwischen uns beiden, sprangen hin und her, ein Perpetuum mobile der guten Laune.

Dass er mich nun einmal mehr »mein Junge« nannte, bedeutete für mich also erst mal nur Gutes. Und natürlich war es für mich vollkommen logisch, dass Oma Hasi an diesem heißen Tag eine Erfrischung gebrauchen konnte, zu der ich ihr natürlich unbedingt verhelfen wollte.

Beschwingt lief ich ins Wohnzimmer, wo meine Oma auf dem Sofa lag. Ihr war heute wieder »so duselig«, wie sie mir mitteilte. Auch das war etwas, worauf ich mich verlassen konnte: Oma war wahlweise »duselig«, »nicht gut« oder »schwummerig« zumute. An diesem Tag wurde das durch die hohen Temperaturen nur verstärkt.

Ich führte Opas Auftrag also ordnungsgemäß aus. Noch

während Oma über ihr Befinden klagte, ließ ich die Hand blitzschnell in ihren Nacken am Sofarand gleiten und die Eiswürfel in ihrer Bluse zurück.

Heute weiß ich, dass Oma so schweres Rheuma hatte, dass sie sich kaum bewegen konnte. Mit der eigenen Hand an ihren Rücken zu greifen und die Eiswürfel zu entfernen war für sie also im Bereich des Unmöglichen. Opa hatte das natürlich gewusst.

Oma Hasi schrie wie am Spieß. Damals hielt ich das für Laute der ultimativen Erfrischung.

»Huuuuuuuuuh! Haaaaaaaah! Aaaaaaah!« In der Lautstärke einer Feuerwehrsirene. In Wahrheit müssen die unangenehme Überraschung, der Kälteschmerz in Kombination mit ihrem Rheuma und die Blockade ihres eigenen Körpers, sich die Eiswürfel selbst entfernen zu können, innerhalb kürzester Zeit ein unfassbares Leid in ihr ausgelöst haben.

Ich stand nichts ahnend und lachend dabei und freute mich, dass die Erfrischung so gut funktionierte. Heute tut mir das alles ziemlich leid. Ein bisschen lustig ist es aber auch.

Opas Figur, einst schlaksig und schwächlich, war durch die harte körperliche Arbeit als Klempner und die Mitgliedschaft im Boxclub im Laufe seines Lebens immer bulliger und kompakter geworden. Sein Gesicht hatte sich währenddessen genau gegenteilig entwickelt. Wie ich auf alten Fotos in der Wohnung meiner Großeltern erkennen konnte, trug es früher herbe Züge und war mit der Zeit

aufgeweicht und abgemildert. Die dicken dunklen Haare und die balkigen schwarzen Augenbrauen waren ergraut, die kantig definierte Kinnpartie war unter Wohlstandsspeck verschwunden.

Opas Stimme war vom Rauchen satt und voll und klang immer zufrieden, selbst dann noch, wenn er lauthals gegen Oma anschrie. Der Schauspieler Thomas Fritsch hatte exakt die gleiche Stimme wie mein Opa. Von beiden ließ ich mir gerne Geschichten erzählen; von Thomas Fritsch als dem Erzähler der Drei-Fragezeichen-Hörspiele, und von Opa, der seine eigenen Schwänke aus längst vergangenen Tagen vortrug. Verglichen mit Oma Hasis brutaler und immer gleicher Zopfgeschichte war das, was Opa darbot, die reinste Erholung und Abwechslung. Anekdoten aus seiner Zeit als junger Klempner, in der Verträge noch per Handschlag gemacht und Aufträge in Naturalien bezahlt wurden. Besonders gerne mochte ich es, wenn Opa Geschichten erzählte, in denen etwas zu essen vorkam. Ich bekam dann immer so einen angenehm leichten Appetit.

»Da hat man sein Wort noch gehalten, als ich bei Mopsi Greifer angefangen habe! Da hat man gesagt: Morgen um soundso viel Uhr da und da, und dann war das auch so. Und wenn man den Auftrag am Ende nicht mit Geld bezahlen konnte, dann eben mit zwei Säcken voller Nüsse oder was sonst gerade so da war«, erzählte Opa, während ich es mir in Erwartung einer seiner Wohlfühlgeschichten auf dem Sofa gemütlich machte. Mopsi Greifer war der Chef des gleichnamigen Klempnerbetriebs gewesen, bei

dem Opa kurz nach dem Zweiten Weltkrieg seine Ausbildung absolviert hatte. »Der Chef, der Herr Greifer, und seine Frau, die waren ja wie ein zweites Elternhaus für mich«, schwelgte Opa. »Als ich da angefangen habe, meinte der Chef zu mir: ›Du siehst aber mager aus, du musst jetzt erst mal mit mir frühstücken!‹ Und dann sind wir zwei – zack – ab in die Küche, er hat Brot, Butter und frische Kuhmilch auf den Tisch gestellt und einen riesigen Schinken aus der Speisekammer geholt, den hat er sich vor die Brust gepackt und mit einem großen Messer was davon abgesöbelt.« Das war eine der vielen Eigenheiten meines Opas: feststehende Begriffe mit großem Selbstbewusstsein apodiktisch falsch auszusprechen. »Abgesöbelt« statt »abgesäbelt«, »hupfen« statt »hüpfen«, »scheideln« statt »scheiteln« – die Liste seiner mitunter obszönen Wortneuschöpfungen war endlos. Manchmal war die Dichte von modifizierten Wörtern in einem Satz so hoch, dass man meinen konnte, Opa wäre eine Figur in der *Augsburger Puppenkiste* – die er wiederum immer »Pupsburger Augenkiste« nannte. Mir lief derweil einmal mehr das Wasser im Mund zusammen, weil Opa von dem zünftigen Willkommensfrühstück seines Chefs erzählt hatte.

»Na ja, und nachdem wir alles aufgegessen hatten, sind wir dann aufgebrochen. Gab direkt viel zu tun am ersten Tag. Der erste Auftrag war ein Notfall. Der Bendix Hofmeister, der dicke Schneider, hatte uns zu sich ins Atelier gerufen, weil die Toilette da verstopft war.«

Das war nun weniger appetitlich, fand ich. Aber vielleicht würde es in Opas Geschichte nach getaner Arbeit

beim dicken Schneider eine feudale Mittagspause geben. Ich hörte weiter erwartungsvoll zu.

»Der Herr Greifer hatte ja schon viel gesehen, meinte er, aber so was wohl noch nicht. Die ganze Toilette war bis oben hin voll, nicht mit Abwasser, sondern nur mit Kot! Da ging nix mehr, die Toilette ließ sich auch gar nicht mehr abspülen. Und gestunken hat das! Da musste ich mich erst mal übergeben. Ins Waschbecken, weil die Toilette ja schon voll war. Der ganze teure Schinken und das frisch gebackene Brot, die gute Butter und die leckere Kuhmilch! Alles hab ich ausgekotzt.«

Da diese Geschichte meine Erwartungen an ein lukulisches Happy End nun gar nicht erfüllte, sah ich mich nach einer kurzen Ekelphase gezwungen, zu Oma zu laufen und ein paar ihrer Leberwurstbrote zur Beruhigung zu bestellen.

Omas und Opas Wohnung war nicht sonderlich groß. Und doch gab es dort gleich zwei ausladende Badezimmer, direkt nebeneinander. Im Grunde bestand die Hälfte der Wohnung aus Badezimmern. Ein schwarz gefliestes für Opa und eins mit weißen Kacheln für Oma Hasi. Aus dem einfachen Grund, dass Opa Sanitärfachmann war und mit dem Ausbau zweier Bäder dafür sorgen konnte, dass er und seine Frau sich schon möglichst früh am Tag, bei der Morgenroutine, aus dem Weg gehen konnten. Die zwei Badezimmer waren das perfekte Symbol für das Verhältnis meiner Großeltern: vollkommen unterschiedlich, schwarz und weiß; separiert voneinander und doch immer Seite an Seite.

Opa hatte es gerne, wenn ich mit ihm am Küchenfenster saß und wir zusammen über Raser, betrunkene Passanten oder ganz allgemein »Verrückte« schimpfen konnten. Da aus Opas Sicht eigentlich alle verrückt waren, die nicht er oder ich waren, hatten wir viel zu beobachten und zu beanstanden.

Opa: »Guck mal, der Heini da hat die Hose auf halb acht! Ungepflegt so was! Bestimmt stinkt der auch!«

Fritz: »Die Frau da hat einen hässlichen Hut auf!«

Opa: »Da ist wieder der Kemper, der vom Zeltverleih Kemper, der fährt immer wie 'ne gesenkte Sau. Irgendwann setzt der sich noch mal gegen einen Baum!«

Dieses durch die Erniedrigung der Passanten und Autofahrer erzeugte Verbundenheitsgefühl zwischen mir und Opa habe ich trotz seiner toxischen Herkunft als lupenrein schön, als eine warme Emotion abgespeichert. Ein großes Fernglas für Opa und ein kleines für mich lagen stets auf der Fensterbank bereit. Auch seinen Bastelkeller hatte Opa enkelgerecht ausgestattet: eine große Werkbank für ihn selbst und eine verkleinerte baugleiche für mich. Ich genoss es sehr, dass er mich so ernst nahm.

Wir hatten bereits viele wichtige Bastelprojekte geplant und ausgeführt: einen Fahrradanhänger nach meinen Entwürfen, einen Rollator für meine schwerbehinderte Schwester und eine Fletsche, die Opa unbedingt zum Verjagen eines »entsetzlichen, dicken, wilden Tiers« brauchte. »Was ist denn das für ein Tier?«, wollte ich wissen. »Ein Monster?« »Ja, so könnte man das ausdrücken.« Opa grinste, wie er sonst nur grinste, wenn er einen Streich an Oma plante.

Sein wichtigstes Anliegen im Keller war allerdings die Nachwuchsförderung. Er erklärte mir alle Werkzeuge und Gerätschaften, ließ mich sägen, hämmern und bohren.

»Das muss ich dir schnell noch alles beibringen! Der Opa stirbt nämlich bald«, sagte er pathosgeladen. Ich wunderte mich schon damals, dass er zuerst von sich selbst und, als es ums Sterben ging, von »dem Opa« sprach. Als wäre er zwischen den zwei Sätzen bereits überraschend gestorben, als Geist aus sich herausgetreten und mit Blick auf Enkel und Opa-Körper zum allwissenden Erzähler geworden.

Dass er sagte, er würde bald sterben, ließ mich seltsam kalt. Ich spürte, dass es schlicht nicht stimmte. Und in der Tat sollte Opa noch siebzehn weitere Jahre leben.

»Wenn ich dann bald nicht mehr bin, gehört das alles hier dir, mein Junge!«

Mit seiner Handwerker-Pranke machte er eine ausladende Geste durch den vollgestellten Bastelkeller. Hier unten war sein Reich, das Revier des Jägers und Sammlers, keine Oma Hasi, die seinen Hang zum Horten und Aufbewahren von nutzlos Gewordenem unterbinden konnte. Der Keller war eine Art Kuriositätenkabinett: Verkehrsschilder, Schneiderpuppen, Musikinstrumente, ein Flipper und ein überlebensgroßer Weihnachtsmann, dessen tote Augen mir höllische Angst einjagten. Noch furchtbarer waren allerdings die vielen dunklen Ecken, die Opa beim Vollstellen des Raumes geschaffen hatte. Durch die sperrigen Gegenstände waren einige Stellen des Raumes nicht mehr zu erreichen, nicht beleuchtet, nicht zu fassen. Diese Blindheit bei sehendem Auge ängstigte mich. Und

doch ging ich immer gerne mit Opa zum Basteln in den Keller. Solange er mich dort unten nicht alleine ließ, was er nie tat, war alles okay.

Während Opa stolz auf seine Trophäen, sein Werkzeug und die Berge von Werkholz deutete, dabei seinen Bierbauch durch den engen Raum schwang und so von sich selbst gerührt war, hoffte ich, dass Opa einfach nie sterben würde. Mir fiel es schon schwer genug, mein eigenes Spielzimmer ordentlich zu halten.

---

In der schnellen Erinnerung, in der oberflächlichen Betrachtung sieht die Kindheit doch für uns alle aus wie die Eiskarten von Langnese und Schöller. Knalliger und bunter als die Wirklichkeit, simpel und strukturiert, sommerlich und süß. Hach ja, *damals*, als der Weg zum Glück noch eine Spielstraße war.

Doch sieht man genauer hin, vertieft man sich in die Erinnerung, dann verblassen die Farben, dann wird es plötzlich auch mal Winter, dann erkennt man: Das war ja zeitweise sogar richtig kacke, zum Beispiel damals, als Mama und Papa sich gestritten haben.

Wenn es stimmt, was man mir erzählt, dann hat mein Leben sehr sanft und friedlich angefangen. Wirklich ganz am Anfang, als ich zur Welt kam, so sagen die damals Anwesenden, weinte ich nie. Kein Babygeschrei, kein Gekreische, nein, da war nur ein mildes, freundliches Lächeln, das ich jedem entgegenbrachte, in dessen Armen ich lag,

und allen schenkte, die in meine Wiege lugten. Das war Anlass für meinen Opa mütterlicherseits, mich »Strahlemann« zu taufen. Kurze Zeit darauf starb er. Meine ersten Lebensmonate waren seine letzten gewesen. Umso bedeutender und gebräuchlicher wurde sein Spitzname für mich innerhalb der Familie – eine Art Vermächtnis, ein Auftrag des Opas, den ich nie richtig kennengelernt habe.

Wenn man derart früh einen solchen vor Positivität und Bedeutung nur so strotzenden Beinamen erhält, wird es schwierig mit der freien Entfaltung des eigenen Charakters. Noch bevor ich *ich* wurde, war ich der Strahlemann.

Es war harte Arbeit, dieser Sunnyboy-Schablone in den Folgejahren gerecht zu werden. Natürlich hat niemand direkt von mir verlangt, immer heiter und beschwingt zu sein oder allzeit ein fröhliches Liedchen zu pfeifen – und doch hatte ich schon als kleines Kind das diffuse Gefühl, ich könnte mein Umfeld enttäuschen, wenn ich nicht die Voraussetzungen für einen echten Strahlemann erfüllte, nämlich: innerlich wie äußerlich fröhlich, ausgeglichen und liebenswürdig zu sein. Eine nahezu unlösbare Aufgabe. Kein Mensch kann dauerhaft strahlen. Das tut ja irgendwann weh – in der Gesichtsmuskulatur oder in der Seele.

Besonders als Bruder einer schwerbehinderten kleinen Schwester fiel es mir häufig schwer, gut gelaunt, charmant und witzig zu bleiben. Schöller hin, Langnese her.

Meine Schwester Martha ist nur ein Jahr jünger als ich. Ihre Gedanken sind klar, ihr Geist ist sehr wach und ihre Sprache flink, im Grunde *ein ganz normaler Mensch* – aber

ihre Beine tragen sie nicht weit. Sie sitzt trotzdem ungerne in ihrem Rollstuhl und nimmt kurze Wege immer zu Fuß, wackelig, aber sehr diszipliniert. Viele Menschen, denen ich das so erkläre, fragen mit einem Anflug von Enttäuschung, ob Martha »dann also keine richtige Behinderte« sei, weil sie »ja nicht diese Mandelaugen« hätte und »auch nicht sabbert und so«.

Während unserer frühen Kindheit wusste niemand genau, ob sie jemals mehr können würde als nur behäbig zu krabbeln. Sie trug eine große Brille und schielte stark. In Kombination mit ihren riesigen tief wasserblauen Augen und ihrem perfekten Kindchenschema-Gesicht war das für viele Mitmenschen Grund zur Überforderung. Sie sah so unfassbar süß aus, so herzerreißend niedlich, dass die Information, sie sei behindert, nicht selten dazu führte, dass Wildfremde über ihrem Kinderwagen anfangen zu weinen.

Die »arme Martha«, »Kämpfer-Martha«, »starke Martha« oder schlicht die »behinderte Martha« war für mich nur eins: meine Schwester Martha. Und das machte unser Verhältnis so unbeschwert. Auch für unsere allein-erziehende Mutter war es eine große Aufgabe, mich nicht merken zu lassen, dass ich der kerngesunde Bruder einer behinderten Schwester war. Doch es gelang ihr – als einziger Person. Für die Außenwelt war und ist Marthas Behinderung immer ein riesiges Thema. Eine dunkle Wolke, die über ihr schwebt.

Wenn ich als Kind unter den Augen mancher Verwandter oder Bekannter Marthas körperliche Behinderung igno-

rierte und sie fragte, ob sie mir etwas aus der Küche holen oder dem Paketboten die Tür öffnen könnte, war das nur in ihrem Sinne. Sie wollte nie die behinderte Martha sein – sie wollte einfach nur Martha sein. Die schöne Erzählung, dass das kleine Mädchen nun, begeistert vom Zutrauen des großen Bruders, zum Postboten oder in Richtung Küche krabbelte, robbte oder humpelte, wird schnell überschattet von den Vorwürfen jener Verwandten, Freunde oder Bekannten, die das mitbekamen, meine Schwester höchst mitleidig – und mich strafend anguckten. Was für ein Arschloch von Bruder, das seine behinderte Schwester um solche Gefallen bat. Jedes Mal brauchte es viel Strahlmann, um mir die Gunst oder auch nur die Aufmerksamkeit des Umfelds wieder zu sichern.

In den meisten Fernsehdokumentationen über Kinder mit Behinderung sind die Geschwister höchstens Randfiguren. Sie laufen im Hintergrund durchs Bild, selbst die jüngsten helfen den Eltern anstandslos im Haushalt, schieben den Rollstuhl, scheinen früh erwachsen geworden zu sein, machen schlicht keine Umstände. Zu Wort kommen sie allenfalls als eindimensionale Stichwortgeber in Interviewsequenzen, wenn es darum geht, die familiäre Gesamtsituation zu beschreiben. Im seltensten Fall wird ihr persönliches Los als Geschwisterkind beleuchtet, kein Wort über ihre Nöte und ihre Entbehrungen, *die sind ja gesund, was haben die schon groß zu erzählen, sollen sich mal nicht so anstellen*. Es obliegt meistens den Eltern, traurig und wütend zu sein. Eltern behinderter Kinder haben längst

eine Lobby, es gibt sogar ein öffentliches Bewusstsein für ihr spezifisches Schicksal, und so treten sie mittlerweile auch im Fernsehen als Identifikationsfiguren auf: *Ärger mit der Krankenkasse*, *Warum gerade wir*, *Das Auto muss umgebaut werden*, *Wir brauchen einen Treppenlift*, *Nachts muss immer einer aufstehen*. Natürlich alles berechnete Sorgen, wichtige und wahre Informationen und ohne Frage richtig, dass es solche Reportagen gibt, die beim Publikum ein Interesse schaffen, Ressentiments entgegenwirken, Berührungängste abbauen. Aber bei dieser Fülle an Berichten bleibt es doch bemerkenswert, dass nicht behinderte Geschwisterkinder durch die Bank als so blasse Figuren dargestellt werden. Es gibt auch kaum Literatur zu diesem Thema. Und wenn, dann ist sie wissenschaftlich, rein gar nicht kindgerecht formuliert und schweinetener.

Bei Menschen, die ausschließlich mit gesunden Geschwisterkindern aufgewachsen sind, sorgt es oft für Entsetzen, wenn ich erzähle, dass ich früher in manchen Momenten auch gerne behindert gewesen wäre, wenn meine Schwester wegen ihrer körperlichen Einschränkungen bevorzugt behandelt wurde. Man sieht als Kind diesen Nachteilsausgleich nicht, man denkt nur: Ich will auch chauffiert, in Watte gepackt oder ganz allgemein so groß beachtet werden.

Als meine Schwester während der Grundschulzeit beispielsweise einen maßgefertigten Rollstuhl bekam, weil abzusehen war, dass sie längere Strecken nicht mehr zu Fuß würde absolvieren können, habe ich sehr entrüstet gefragt: »Und was krieg ich?«

Es war mir vollkommen unverständlich, dass Martha ein Tausende von Euro teures Gefährt »geschenkt« bekam und ich darüber froh sein sollte, dass es mir nicht wie ihr erging. Zumal Marthas Rollstuhl nicht nur perfekt auf ihre körperlichen Bedürfnisse abgestimmt, sondern auch in einem von ihr ausgesuchten Design ausgestattet war. Die zwei kleinen Vorderräder hatten durchsichtige Gummireifen mit blinkenden Regenbogen-LED-Lichtern darin, und die großen Räder an den Seiten des Rollstuhls waren im Bereich der Speichen mit von Martha ausgesuchten runden Bildplatten hinterlegt.

»Manchmal wäre ich auch gerne behindert« – was es mir früher gegeben hätte, wenn im Fernsehen oder sonst wo ein Geschwisterkind diese so tabuisierten wie magischen Worte gesprochen hätte. Ich hätte mich weniger allein gefühlt, mich weniger geschämt für diesen schlimmen Gedanken.

Trotz aller äußeren Einflüsse waren Martha und ich immer ein eingeschworenes Duo. Zu Hause, behütet von unserer Mutter, aber auch draußen, unterwegs mit dem Rollstuhl.

Mit zunehmendem Alter, so ab der Grundschulzeit, regten wir uns immer öfter leidenschaftlich auf, wenn wir Menschen begegneten, die ungefragt ihre Meinung und ihre Gefühle zu Marthas Behinderung kundtaten. Sie sagten dann Dinge wie: »Schrecklich, so was! Aber toll, dass ihr trotzdem rausgeht!« Oder: »Meine Großcousine hat das auch, ist ja leider unheilbar, na ja, alles Gute!«

Mindestens genauso schlimm waren und sind Leute, die

ihre Unsicherheit mit Übergriffigkeit kompensieren. Andauerndes Streicheln, Tätscheln und kumpelhaftes Klopfen – *Jaja, wird schon wieder, ne?* Wer wissen möchte, wie man es nicht macht, kann sich im Internet einen *Wetten, dass ...?*-Ausschnitt ansehen: Der seinerzeit live in ebenjener Sendung verunglückte Wettkandidat Samuel Koch ist noch einmal zu Gast, um auf seinen Unfall zurückzublicken und zu erzählen, wie es ihm heute geht. Doch es ist nicht er, Koch, sondern Gottschalk-Erbe Markus Lanz, der schildert, »was du durchlitten hast, was du erlebt hast, welche unglaublichen Ängste du ausgestanden hast, als es auf Messers Schneide war, wie du gequält versucht hast, irgendwie wieder ins Leben zurückzufinden«. Auf dieser Betroffenenheitsebene bewegt sich das gesamte nun folgende Gespräch – obwohl Koch mehrfach versucht, die Grabestimmung mit trockenem Humor zu durchbrechen. Statt darauf einzugehen, fasst Lanz ihn väterlich an der Schulter oder am Handgelenk an (zur Begrüßung hat er Koch steif umarmt, als hätte dieser eine ansteckende Krankheit) und stellt mehrfach die leidgeile Frage, wie es Koch denn nun gehe nach seinem Unfall. Für mich ist dieser Ausschnitt die *Wetten, dass ...?*-gewordene Fremdscham, auch körperlich; ich kriege die unangenehme Sorte Gänsehaut, wie bei Fingernägeln, die eine Schultafel entlangkratzen, und möchte den Bildschirm anschreien, in der Hoffnung, zu Lanz durchzudringen. Doch statt dass er mich erhört und einfach Koch die Sendung zu Ende moderieren lässt, wird während seines anhaltenden Monologs bloß eine Frau aus dem Publikum eingeblendet, die angesichts des jun-

gen Mannes im Rollstuhl ihre Tränen nicht zurückhalten kann.

Mit dieser Haltung empfangen zu werden, diese Reaktionen zu ernten – das passiert nicht nur, wenn Markus Lanz in der Nähe ist –, das ist ganz einfach Alltag für eine behinderte Person und deren Familie.

Wenn Kinder früher auf Marthas Rollstuhl oder ihre krummen Beine starrten, minutenlang, ungeniert miteinander tuschelnd, starrten Martha und ich so lange und so böse zurück, bis die Hosenscheißer verängstigt wegrannten. Ehrlich gesagt, tun wir das auch heute noch. Manchmal fragen wir die Leute, ob sie ein Foto zur Erinnerung machen möchten. An glücklichen Tagen entschuldigen sie sich dann sogar.

Martha höchstpersönlich hatte im Kindesalter außerdem eine Strategie entwickelt, wie wir aus dem unsensiblen Umgang der anderen mit ihrer Behinderung Profit schlagen konnten. Die Strategie war eine Art zu Ende gedachter Klingelstreich, der sich insofern vom Original unterschied, als dass nur ich nach dem Klingeln wegrannte. Martha blieb einfach vor der Tür in ihrem Rollstuhl sitzen und wartete mit bewundernswerter Ruhe darauf, dass jemand öffnete. Sobald das passiert war, flötete sie der Person ein zuckersüßes »Klingelstreich!« entgegen. Keiner der Nachbarn traute sich, nun genervt die Tür zu schließen, wie man es bei einem gewöhnlichen Streich getan hätte. Wie ich jedes Mal vom nächstgelegenen Gebüsch aus beobachten konnte, blickten die meisten mitleidig zu Martha hinunter und stießen ein »Och!« oder ein »Herr-

je!« aus, gefolgt vom Abklopfen ihrer Hosenbeine, auf der Suche nach etwas, was man dem armen Mädchen geben konnte. Mal war es Münzgeld, bei älteren Herren auch gerne Salmiakpastillen – und hatte eine Oma die Tür geöffnet, bekam Martha gleich den ganzen Süßigkeitenschrank in einen *Ihr-Platz*-Jutebeutel gefüllt. Das funktionierte auch, wenn die Nachbarn unsere Streiche schon kannten. An das »Och!« oder »Herrje!« wurde dann noch ein »Hat er dich wieder stehen gelassen?« angehängt – und Martha kassierte trotzdem. Am Ende unserer Touren machten wir Hälfte-Hälfte. Behindi-Bonnie und Komplizen-Clyde.

Ihr Einfallsreichtum war unerschöpflich. Als Teenager waren wir mal in einem Freizeitpark. Enttäuscht davon, dass Martha nur die Hälfte der Attraktionen benutzen konnte oder durfte, hatte sie eine weitere Idee. Ich schob sie gerade im Rollstuhl über eine belebte Promenade innerhalb des Parks, als sie plötzlich flüsterte: »Kipp mich raus!«

»Was?«

»Kipp mich aus dem Rollstuhl raus! Wenn ich schon nicht in die Attraktionen reinkomme, dann machen wir die Attraktion eben selber!«

Wir hatten ja schon viel gemeinsam unternommen, aber das schien mir jetzt doch ein bisschen zu krass und zu verzweifelt.

»Ähm, aber das tut doch weh!«, warf ich ein.

»Ich fang mich mit den Armen ab!«

»Und warum genau soll ich das noch mal machen?«

»Wirst schon sehen! Jetzt mach! Und ruhig mit voller Wucht!«

Ich hatte kein sonderlich gutes Gefühl dabei, meine dreizehnjährige Schwester aus ihrem Rollstuhl zu kippen, aber da sie es so unbedingt wollte und irgendeinen Sinn darin sah, tat ich wie mir geheißen. Mit viel Schwung kippte ich Martha aus ihrem Rollstuhl.

»Oh nein!«, rief sie laut. »Aua aua!«

Wenn ich nicht gesehen hätte, wie sie sich beim Fallen hochprofessionell mit den trainierten Rollstuhl-Armen abgestützt und vor einer Verletzung bewahrt hatte – ich wäre ihrem Theater auf den Leim gegangen. So wie sämtliche anderen Parkbesucher, die erschrocken japsten und sofort herbeieilten, um ihre Unterstützung anzubieten. Auch ein Angestellter des Parks kam angerannt, um Martha aufzuhelfen.

Ringsherum bildete sich eine riesige Menschentraube. Ich hatte gar keine Chance, meinen Pflichten als Begleitperson nachzukommen. Ungefähr zehn Menschen auf einmal hatten Martha bereits wieder in ihren Rollstuhl gehoben.

»Danke, danke!«, sagte sie mit glaubwürdiger Atemlosigkeit und fügte wütend hinzu: »Das war der furchtbare Bodenbelag hier! Dieser Park ist ja rein gar nicht rollstuhltauglich! Bin einfach rausgefallen!«

Die Umstehenden pflichteten ihr in übergroßer Hilfsbereitschaft nicht minder aufgebracht bei: »Ja! Mein Reden!«, »Genau!«, »So isses!«

Ich fühlte mich wie in einem Gospelgottesdienst, der von Martha geleitet wurde.